

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

246 (20.10.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 42

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 246

Nr. 42

Samstag, den 20. Oktober

1928

C. A. Poes letzte Liebe

Von Will Scheller

Im Januar 1846 war auf ihrem Strohlager in der Gütte zu Fordham, in den Überrock ihres Gatten gehüllt, erwärmt einzig von der großen, schwarz-gelb gefleckten Katze, die nicht aus ihrer Nähe wich, Mrs. Virginia Poe der Schwindsucht erlegen. Ihr schon zu Lebzeiten ätherisch wirkendes Wesen war in einen nunmehr vollkommen entstofflichten Zustand eingegangen — der Welt entflohen freilich nicht allein um des körperlichen Zerfalls willen, dem sie nicht entinnen konnte, sondern förmlich verjagt zumal von den Angriffen, die durch das Mittel anonymen Briefe wider ihr farges Glück unternommen wurden. Einer ihrer letzten Seufzer galt jenem Unbekannten, den sie als ihren Mörder bezeichnete. Die Nachwelt nutzte in ihm wohl nicht mit Unrecht den ersten „Biographen“ des größten amerikanischen Dichters, jenen Rufus Griswold, auf dessen literarische Scheelsucht in der Tat Verleumdungen zurückgehen, die trotz leidenschaftlicher Widerlegung durch zahlreiche Zeitgenossen und durch Gerichtsbeschlüsse gleichwohl das Andenken des Dichters vergiftet haben bis auf den heutigen Tag.

Diese Verleumdungen haben sich in besonderer Weise auch der Beziehungen angenommen, die später zwischen C. A. Poe und der Dichterin S. Helen Whitman eine Zeitlang bestanden haben. Dieses Verhältnis war freilich von durchaus eigener Art, und zumal sein Ende immer noch geheimnisvoll erscheint, ist es um so begründeter, davon zu erzählen, als unlängst eine deutsche Ausgabe der Liebesbriefe Poes an S. Helen Whitman (Arel Jander Verlag, Berlin), besorgt von Georg Gohert, leider ohne jeden Kommentar erschienen ist. Wie sehr auch immer der dichterische Schwung und die Glut des Empfindens in diesen Briefen auf den Leser wirken, sie setzen doch nun einmal in mancher Hinsicht Kenntnisse voraus, die im allgemeinen vom deutschen Publikum nicht zu verlangen sind.

Poe suchte in den letzten Jahren seines Lebens die wirtschaftlich trostlose Lage, in welcher er sich befand, dadurch zu verbessern, daß er Vorträge literarischen und philosophischen Gepräges hielt, zu denen natürlich immer nur ein kleiner Kreis von Freunden und sonst geistig interessierten Menschen erschien. Was mit lebendigem Geist zusammenhängt, stand schon im damaligen Amerika tief im Kurs. Einer jener Vorträge behandelte die Frauendichtung Amerikas, und im Rahmen dieses Überblicks hatte Poe der ihm persönlich unbekanntem S. Helen Whitman um der Glut, der Phantasie und der künstlerischen Feinheit ihrer Schöpfungen willen besonderes Lob spendet. Das war im Frühjahr 1848, also mehr als zwei Jahre nach dem Ableben seiner Frau. Dann, als er einmal in Boston, spät abends, ruhelos in den Straßen der Stadt umherging, sah er S. Helen Whitman zum ersten Male, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden, in ihrem Garten. Eines der schönsten Gedichte Poes schildert diesen Anblick, den im Mondlicht wie verzaubert daliegenden Garten und die Frauengestalt inmitten der frühlinghaften Blumenwelt:

Ein weißes Kleid umschloß dich, faltig, weich —
Du standest sinnend, und den Rosen gleich
Erhobst du das Gesicht, doch ach, in Trauer!
War es nicht Schicksal, das mich an die Mauer
Des Gartens führte zu derselben Zeit?

Für ihn war es Schicksal. Denn die rein literarische Bewunderung, die er bis dahin für S. Helen Whitman empfunden und allgemein so offen bekundet hatte, daß vielfach schon die Namen der beiden Dichter zusammen genannt zu werden pflegten, schlug nach dieser nächtlichen Schau in eine Leidenschaft um, die der letzten, einsamen Lebenszeit Poes ihre gegen das Einsam um keinen Grad geringere Dunkelverborgung gab. Der Spießerklatsch, der auch im freien Amerika den freien Geist zu verfolgen pflegt und namentlich Poes Dasein von je zu befeuern versucht hatte, bemächtigte sich rasch der Sympathie des Dichters für die Dichterin, und ein findiger Journalist wußte bereits von einer Verlobung zu berichten, noch ehe es überhaupt zu einer Bekanntschaft gekommen war. Poe, fanatischer Gentleman, wollte den Schwager fordern. Freunde überredeten ihn aber zu einem milder blutigen Verfahren, und der voreilige Herr nahm seine Behauptung öffentlich zurück.

Der Dichter, dessen „Heureka“ damals erschienen war und inmitten der öffentlichen Diskussion stand, wollte nun um jeden Preis die Geliebte kennen lernen. In einem seiner Briefe an sie ruft er sich ins Gedächtnis zurück, wie er alles, was er über sie in Erfahrung bringen konnte, mit Begier in sich aufnahm, wie es ihn ergriff, um soviel gemeinsame Neigungen zu wissen, wie es ihn bewegte, zu hören, daß sie verwitwet, mithin frei für seine Sehnsucht wäre. Scheinbar äußerliche Fragen gesellschaftlicher Art erregten jedoch sein empfindsames Ergeßnis, er wagte lange nicht, das Haus der Geliebten zu betreten, obwohl ihm auch der Form nach schickliche Ge-

legenheit geboten war. Andererseits aber vermochte er nicht, gegen seine Leidenschaft anzukämpfen. So schickte er ihr Gedichte ohne Unterschrift „mit dem glühenden, zügellosen Begehren, so oder so mit dir in Verbindung zu kommen“; schon der Gedanke, daß ihre Hände das Papier berühren, ihre Augen seine Worte lesen würden, war Seligkeit für sein Gefühl. Im September endlich betrat Poe mit dem Empfehlungsschreiben einer gemeinsamen Freundin das Haus der Mrs. Whitman. Und es ist wie ein tiefes Sinnbild für das ganze Dasein des Dichters, wenn Poe, wieder in einem Brief an die Geliebte, an die entscheidende Aussprache erinnert, die auf einem Totenhof und unter Tränen stattfand. Es kam nun zur Verlobung, trotz des Widerstandes von Seiten der Familie Whitman, die zweifellos zu dem Klingel der literarischen Neider Poes gehört hat. Die Wühlereien gegen den Dichter hörten denn auch nicht auf, und da er, der Sensitive, wittern mochte, daß das Herz der Geliebten trotz der starken und reinen Neigung zu ihm heftigen Erschütterungen ausgesetzt blieb, wurde er des Glückes, endlich sein Ideal gefunden zu haben, die Frau, die ihn nicht nur liebte, sondern auch verstand, nur selten froh.

Anfang November hatte die Verlobung stattgefunden. Aber fast in jedem Brief an die Braut spricht Poe von der „seltsamen Ahnung nahen Unglücks“, die ihn quält. Er spürt die Minierarbeit seiner Feinde, und während er mit Mrs. Whitman über ihre Verse korrespondiert, hört er nicht auf, sie vor den Lästzungen zu warnen. Seine einzige Hoffnung ist die Treue der Geliebten. Seine Stimmung wird zuversichtlicher, ja, er ist es plötzlich, der ihr Mut zuspricht. Und dann ist es auf einmal aus. Die bösen Ahnungen haben nicht getrogen.

Wer den letzten Brief Poes an Mrs. Whitman liest und deren Schrift über Poe und seine Kritiker kennt, vermag weder einem der beiden Verlobten eine Schuld zuzuschreiben noch gar die Geschichte zu glauben, die, von Griswold erzählt, von den Zeugen alsbald widerlegt wurde, nämlich: Poe hätte sich am Polsterabend derart betrunken, daß zu seiner Bändigung die Polizei geholt werden mußte. Wie gesagt, diese Mär, die sich in keiner Weise mit der damaligen Stimmung Poes vereinbaren läßt, hat eine gründliche Abfuhr erfahren. Poes letzter Brief spricht, auf die Ursache des Bruches deutend, von „erbärmlichen Lügereien“ und enthält nachfolgenden Passus: „Gott ist mein Zeuge, daß es mir fern liegt, dich zu verletzen oder auch nur zu betrüben... Der Schicksal bewahre dich vor allem Leid. Meine Briefe, und meine Raten mögen für sich sprechen.“ So schreibt keiner, der eine Schuld auf dem Gewissen hat; und was für Poe das Gewissen bedeutete, das ist aus seinen Meister-Erzählungen leicht zu erkennen.

Das Leben Edgar Poes — wela! bejammernswerte Tragödie, ruft Baudelaire aus und bezeichnet dieses Geschick als dasjenige eines Unglücklichen, der allzu reich war an Poesie und an Leidenschaft und der, nach sibielen andern, gekommen war, auf dieser Welt die rauhe Lehrzeit des Genies unter niederen Seelen durchzumachen. Nun — nach jenem schweren Schicksalsschlag Ende 1848 dauerte es nicht mehr lange; die Widerstandskraft auch dieses körperlich wie geistig elastischen und gestählten Menschen hatte ihre Grenzen. Am 4. Oktober verließ Poe, trotz eingetragenen Mißbehagens, Richmond, um sich nach Fordham zu begeben. In der Nähe von Baltimore wurde er kurz darauf bewußtlos auf der Landstraße aufgefunden. Als Unbekannter starb er am Sonntag, den 7. Oktober 1849, im Hospital an jener Erschöpfungs Krankheit geistiger Menschen, die neuerdings Gehirngrippe genannt wird. Für die Leiden, die dem Dichter Poe die Welt zugestiftet hat, ist er durch die Nachwelt entschädigt worden, die gelernt hat, ihn rückhaltlos zu schätzen und zu lieben, wie er es verdient; aber der Mensch in ihm, dessen Schwächen nur die Schwächen eines der edelsten Charaktere aller Zeiten waren, hat für solchen Nachruhm leibhaft bitterer Gehüßt, als es die nordamerikanische Nation in aller Ewigkeit verantworten kann.

Robert Genin: Die ferne Insel. Aufzeichnungen von meiner Fahrt nach Bali in Wort und Bild. Mit vielen Illustrationen nach Originalhandzeichnungen des Verfassers. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2). — Selten ist die zauberhafte Landschaft einer tropischen Insel, die klingende Harmonie zwischen einer hochentwickelten alten Kultur und schlichter Naturverbundenheit so persönlich und gerade dadurch so unmittelbar erscheidend geschildert worden, wie von diesem echten Künstler. Robert Genin, eine der führenden Persönlichkeiten der modernen Malerei, schildert seine Erlebnisse und Eindrücke mit überströmender Dankbarkeit und lebenswürdigstem Humor. Mit diesem Bande, in Halbleder gebunden 2,95 M., eröffnet der rührige älteste Buchverlag sein zehntes Buchjahr. Über 500 Werke enthält heute bereits das Verlagsverzeichnis des B. d. B. Es weist nicht nur die Namen der angesehensten Schriftsteller Deutschlands und der anderen großen Nationen auf, sondern auch junge, ringende Begabungen mit dem Spürsinn für das Kommende sind mit wichtigen Werken darin vertreten; ist doch das wesentliche Kennzeichen des B. d. B. die enge Verbindung mit dem geistigen Leben der Gegenwart. Seine vorbildlich schon ausgestatteten Bücher sind im Preise erstaunlich niedrig.

Vom Kunstverständnis

Von Hanns Martin Elster

Immer und immer wieder macht man die Erfahrung, daß der Trieb zur Kunst, zum Kunstgenuß und Kunstverständnis hin in Kreisen, die dem Kunstschaffen an sich abgewandt sind, also unter Beamten, Offizieren, Landwirten, Juristen, Kaufleuten usw. außerordentlich stark ist. Man kann sich darüber nur freuen, muß sich zugleich aber auch ständig wundern, daß von denen, die der Kunst dienen wollen, indem sie auf ihre Werte hinweisen, praktisch in der Regel so wenig geschieht, jenen vorhandenen Kunsttrieb auszubilden, ja wenn ich sagen darf, „auszunutzen“, natürlich nur in idealem Sinne zum Nutzen des Interessierten, nicht des Interessierenden.

Wer die Kunst genießen, erkennen und verstehen lernen will, der fragt stets: Wie komme ich zum Verständnis der Kunst, zur Kenntnis ihrer Werke? Er sucht stets nach Hilfsmitteln, die ihn einführen in das Reich, vor dessen Gattern und Toren er ehrfürchtig wartet. Er weiß, er ist Laie in jeder Hinsicht, und er möchte sich aus diesem ihn niederdrückenden Zustand befreien. Er folgt nun zuerst seinem inneren Drang und stürzt sich wahllos auf alles, was mit der Kunst zusammenzuhängen scheint und ihm in erreichbarer Nähe ist. Er liest Zeitungen, Zeitschriften, Bücher darauhin durch, sammelt Bilder und Notizen und glaubt, daß sich aus dieser ungeordneten Interessiertheit eine allmählich geklärte Kenntnis, ein erfreuendes Verständnis entwickeln werde. Zumeist endet er aber bei einem wüsten Töhuwabohu in seinem Kopf; er ist überfüllt mit ungläublichen „Kenntnissen“, ohne jedoch zur Kenntnis hindurchgedrungen zu sein, und er wendet sich schließlich ermüdet ab, verzichtet auf allen Kunstgenuß, geht wieder unter die Zahl derer, die nur dem engen Tag leben.

Es ist eine der brennendsten Fragen aller Zeiten, besonders aber der Gegenwart gewesen, wie man dieser Enttäuschung und Abkehr abhelfen könne. Unsere Kunstzuchtbestrebungen haben das tun wollen und sind doch nach in mancher Hinsicht erfolgreicher Tätigkeit schließlich zu der Überzeugung gekommen, daß man zur Kunst nicht erziehen könne. Man kann auch in der Tat nur Kunst verstehen lehren, ja nicht einmal das, sondern nur zeigen, wie dieser oder jener zum Kunstverständnis gefunden hat.

Wie schon innerhalb des Kunstschaffens die Subjektivität absolut herrscht, so auch innerhalb des Kunststudiums. Besonders der Anfänger vibriert und reagiert oft in der merkwürdigsten Weise und geht Irwege, läuft in Sackgassen, aus denen er sich schwer wieder hinausfindet. Der Kunstzuehrer hat zumeist sein Anfängertum schon ganz vergessen. Auf der Höhe seines Kunstverständnisses, seiner Kunstkenntnis erinnert er sich nicht mehr daran, wie er den Kunstgenuß als naiver Beschauer entgegengetreten ist. Wenn er nun Laien, die naiv sehen, naiv empfinden, in die Kunst einführt, so greift er in der Regel zu hoch; sein Urteil steht auf einem Niveau, das sich der Laie ja erst selbständig erringen soll. Das Beste, das der lehrwillige Kunstschüler tun kann, ist aber, daß er ohne weiteres feste Kritiken, Meinungsäußerungen übernimmt, denn ihre Beweggründe kann er noch nicht verstehen. So wird er also ein Nachplapperer und endet beim Unverständnis, statt beim Verständnis.

Und dorthin will er doch. Nun es gibt auch einen Weg dorthin. Aber dieser Weg ist bornig und scheinbar endlos. Der Laie muß Geduld haben, und die fehlt ihm meistens. Er muß erkennen und erfahren, daß sich das Verständnis der Kunst nicht innerhalb einer gewissen Zeit, so kurz wie möglich, erringen läßt, sondern daß jeder Augenblick der Beschäftigung mit der Kunst immer wieder ein Anfang ist, und daß über jedem Grad von Kunstverständnis noch ein höherer steht. Aber der Willige wird auch diese Geduld schließlich aufbringen; denn das Abschreiten des Weges ist ja Triebkraft, wie jenes Streben nach der Wahrheit, das Bessing über den Besitz der Wahrheit stellt. Und ebenso lasse der Laie es sich sofort am Anfang seiner Beschäftigung gesagt sein, daß das Streben nach Kunstverständnis, nach immer erneuter Kunstkenntnis beseligender ist als das Haltmachen bei einem gewissen Niveau, von dem aus man das Recht zu haben glaubt, alle Kunst beurteilen zu dürfen.

Der Weg zum Verständnis der bildenden Kunst ist das Sehen und nicht die Kunstgeschichte! Das ist ja der Grundirrtum, den der Laie noch immer begeht, daß er am Anfang seines Studiums sich in eine „Kunstgeschichte“ vertieft, statt daß sein Auge fortschreitet zu einem Auffuchen des Zusammenhanges der Einzelheiten; wohl gemerkt: das „Sehen“! Der Zusammenhang muß gesehen sein, nicht empfunden oder gedacht! Jedes Bild ist ein in sich geschlossener Organismus; es setzt sich zusammen aus Sachdarstellung, aus Lichtbehandlung, Baumgestaltung und koloristischer Harmonie. Um den Organismus zu erkennen, fragt das Auge also: Welche Sachen sind zur Darstellung ausgewählt und hängen zusammen, wie hängt das Licht zusammen, wie verteilt es sich innerhalb des Bildes und wie verhält es sich zu dem Dargestellten, was rückt es in den hellen Sphären, was verbunkelt es; ferner, wie ist der Raum gestaltet: habe ich vor dem Bilde eine wirkliche Raumempfindung oder bleibt das Bild flach wie in der japanischen Malerei, ist der Raum durch die dreidimensionale Zeichnung oder durch das Licht oder durch die Verteilung der Sachen und ihrer Beziehung zueinander oder schließlich durch die Farben dargestellt; und endlich: welches

